

ihren geistlichen Herren zu isolieren. Nach Auffassung des Verf. haben die intensiven Bemühungen der Bettelorden um eine religiöse Volkserziehung in der Tat gesellschaftsverändernd gewirkt: »allein die Art... durch Betteln den Lebensunterhalt zu bestreiten und gleichzeitig einem Stand anzugehören, der einen der hervorragendsten Plätze innerhalb der »Gesellschaftspyramide« einnahm, forderte zum Widerspruch heraus und stellte... herrschende Priester- und Herrenbilder in Frage« (S. 129). Daß das Ideal der Bettelmönche beim Volk Anklang fand, belegt der Verf. u. a. durch die Zunahme von Namen wie Franz und Anton; es handelt sich um Heilige, deren Verehrung die Mendikanten besonders förderten. Als Indizien für gesellschaftskritische Tendenzen in der Bevölkerung wertet er das häufige Fluchen, die nicht minder seltenen Wildfrevel sowie den Geheimnisverrat der Andechser während des Dreißigjährigen Krieges.

Der vom Verf. konstruierte Zusammenhang zwischen diesen Vorkommnissen und dem Wirken der Bettelmönche ist m. E. nicht vorhanden: Bei dem Geheimnisverrat handelt es sich um einen Einzelfall; Wildfrevel und übermäßiges Fluchen waren in der frühen Neuzeit (und wohl auch schon im Mittelalter) gewissermaßen Disziplinen eines Volkssports, die auch zu jenen Zeiten fleißig betrieben wurden, in welchen sich die Mendikanten gar geringer Wertschätzung erfreuten. Später dann wurde in katholischen wie in protestantischen Gebieten gleichermaßen geflucht und unerlaubt gejagt.

Versuche gewaltloser Gesellschaftsveränderung sucht der Verf. zu dokumentieren durch eine Analyse der »Tuba rustica«, einem 1701 gedruckten Predigtzyklus des Christoph Selhamer. Jede der Predigten hat einen bestimmten Heiligen zum Thema. Es handelt sich, wie der Verf. feststellt, ausschließlich um Patrone bäuerlicher Berufe, um Angehörige dieser Berufe und um Bauernpfarrer. Mit diesen Predigten habe Selhamer seine Zuhörer zur Daseinsbewältigung auf dem Wege der bewußten Akzeptierung ihrer Lebensumstände anleiten wollen (wodurch allerdings eher eine Festigung der Gesellschaft – keine Veränderung – zu erreichen ist!). Als Beispiel eines Versuches gewaltsamer Gesellschaftsveränderung führt der Verf. die Hexenleute an: Ihre Absicht sei es gewesen, die Gesellschaft umzukehren und den Teufel an deren Spitze zu stellen.

Um die durch Reformation und Tridentinum bedingten Wandlungen der Frömmigkeit müht sich der Verf. auf methodisch neuen Wegen, indem er fünf Altarbilder aus dem frühen 17. Jahrhundert interpretiert. Er kommt auf dieser sehr schmalen Grundlage zu dem Ergebnis, an die Stelle der vorreformatorischen Heiligenkorporation sei nun der Individualheilige getreten. Eine Lockerung der Bindung an die Kirche beobachtet der Verf. nach 1820. Als Beweis hierfür gelten ihm insbesondere ein nachlassendes Interesse an den Heiligen, deren Verehrung im 18. Jahrhundert propagiert wurde (Abnahme des Taufnamens »Joseph«) und ein gleichzeitiges Zunehmen unehelicher Geburten, die nicht durch nachträgliche Trauung legitimiert wurden.

Damit schließt die Darstellung. Die Entwicklung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts will der Verf. in einem zweiten Teilband behandeln. Dort werden auch das Quellen- und Literaturverzeichnis wie auch ein Register zu finden sein.

Die in seiner von beachtlicher Belesenheit zeugenden Einleitung vorgetragenen sehr umfassenden Fragen kann der Verf. nicht immer überzeugend beantworten. Eine Beschränkung im Frageansatz wie auch im Methodischen (etwa durch eine Konzentration auf die originelle und anregende Interpretation von Altarbildern oder auf die reiche Ergebnisse versprechende Untersuchung von Gepflogenheiten bei der Namensgebung) hätten sicherlich weniger Zweifel aufkommen lassen.

*Peter Thaddäus Lang*

HANS-JÜRGEN BRANDT: Eine katholische Universität für Deutschland? Das Ringen der Katholiken in Deutschland um eine Universitätsbildung im 19. Jahrhundert (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte 12). Köln-Wien: Böhlau 1981. XLIII u. 544 S. Ln. DM 168,-.

Die Idee einer »freien katholischen Universität« im 19. Jahrhundert ist eine »ultramontane« Idee, und sie teilt das Schicksal aller ultramontanen Entwürfe und Wünsche, die sich einer pluralistischen Öffentlichkeit stellen müssen: sie scheitern. Damit ist nichts gegen die Affinität des deutschen Katholizismus des 19. Jahrhunderts zum Ultramontanismus gesagt. Im Kampf gegen die Omnipotenz des Staates bedurfte der deutsche Katholizismus der römischen Krücken. Daß sich der politische Katholizismus dieser Krücken nicht entledigen konnte, war seine Schwäche im 19. Jahrhundert. Ultramontane Feinsteuerung läßt keine Autonomie zu. So war es nicht verwunderlich, daß der katholische Universitätsgedanke auf dem Forum der Generalversammlungen der deutschen Katholiken aufgeheizt und von seinen Scharfmachern, dem Badener

Ritter Franz Joseph Buß und dem Mainzer Johann Baptist Heinrich, zum »Iterum Censeo« erklärt wurde, während führende Universitätstheologen mit dem Hinweis auf die notwendige Freiheit der Wissenschaft und die Gefahr der Isolierung dieses Projekt ablehnten.

Das dritte Kapitel der Arbeit von Hans-Jürgen Brandt, die 1978 der Katholisch-Theologischen Abteilung der Ruhr-Universität Bochum als Habilitationsschrift vorgelegen hat, beschreibt das Schicksal der Ideen und Pläne einer katholischen Universität von 1848 bis 1860. Im Schlußkapitel werden die Fronten aufgezeigt, die schließlich das Scheitern verursachten: die Gelehrtenversammlung unter Döllingers Präsidium und das Aachener Programm, das, von Löwen her inspiriert, die Neuscholastik favorisierte und vom Münchener Nuntius unterstützt wurde. Das Scheitern des Universitätsplans wird anschaulich artikuliert: Die Görresgesellschaft, während des Kulturkampfes 1876 gegründet, um die Katholiken aus ihrer selbstverschuldeten Gettosituation zu holen, verzichtete auf die Gründung einer katholischen Universität und klammerte – angeblich wegen Inkompetenz – die Pflege der Theologie aus.

Die ersten zwei Kapitel beschreiben die bildungspolitische Landschaft in Deutschland nach der Französischen Revolution und der Aufklärung bis zum Jahre 1848. Was hier an Ansätzen, Ideen, Plänen, Projekten und Modellen sichtbar wird, ist umfassender, als was nach 1848 greifbar wird. Deutlicher kann man nicht illustrieren, wie durch die Begriffe »Überwindung der Aufklärung«, »Verwirklichung« oder gar »Verinnerlichung« – Schlagworte, die der Ultramontanismus auf seine Fahnen schrieb – eine Verengung des Horizonts propagiert wurde. Die vielen Ansätze, die nicht zum Zug kamen, fielen unter das Diktat ultramontaner Geschichtsschreibung. Durch einige Akzente kann die Bedeutung des einen oder anderen Projekts noch aufgewertet werden. Zum Beispiel Ellwangen. Brandt behauptet, daß die 1812 errichtete katholische Landesuniversität in Ellwangen ihren Namen nicht verdient und stellt sie mit einem Döllinger-Zitat in die Nähe der Anstalten »zur Abrichtung von Staats- und Kirchendienern«. Die Landesherrlichen Universitäten der frühen Neuzeit von Prag und Wien bis Ellwangen verfolgten nur diesen Zweck, auch wenn die Stiftungsurkunden anderes insinuierten. Landesherrlicher Dirigismus muß nicht immer für die Kirche schädlich sein. Das wäre eine ultramontane Denkform. Es war landesherrlicher Wille, Ellwangen zur Universität auszubauen. Es war aber auch landesherrlicher Wille, die theologische Fakultät nach Tübingen zu verlegen, um eine Gettobildung (oder auch eine katholische Opposition gegen den protestantischen Landesherrn) unmöglich zu machen. Die Kontinuität Ellwangen–Tübingen wird deshalb nicht genügend gewertet, weil man die erste Generation der Tübinger Theologen verschweigt und gleich auf Johann Adam Möhler die Blicke lenkt; dieser aber muß eine »Wende« durchmachen. Männer wie Peter Alois Gratz (1769–1849), Andreas Benedikt Feilmoser (1777–1831) und Johann Georg Herbst (1789–1830) werden kaum beachtet. Rudolf Reinhardt hat die theologischen und kirchenpolitischen Ansätze jener vergessenen Tübinger zusammengestellt (Rudolf Reinhardt: Die katholisch-theologische Fakultät Tübingen im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Faktoren und Phasen der Entwicklung. In: Tübinger Theologen und ihre Theologie. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen. Hrsg. von Rudolf Reinhardt [Contubernium. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen 16]. Tübingen 1977, 1–42; 19–22). Nimmt man diese Ansätze ernst, so gibt es auch eine Kontinuität zu Johann Evangelist Kuhn (1806–1887), der in den 60er Jahren zu den schärfsten Gegnern der Katholischen Universität wird.

Auch die »Wende« Möhlers ist weitgehend das Ergebnis einer einseitigen Interpretation Möhlers durch die »Möhlerianer« bzw. das Produkt ultramontaner Geschichtsschreibung. Hinsichtlich der Seminarfrage, die ja immer im Zusammenhang mit der Universitätsfrage gesehen wird, hat Möhler eine sehr eigene Meinung, die in keinem Punkt ultramontan vereinnahmt werden kann (vgl. Joachim Köhler: Priesterbild und Priesterbildung bei Johann Adam Möhler [1796–1838]. Ein Kommentar zu Möhlers kirchengeschichtlicher Antrittsvorlesung »De seminariorum theologicorum origine et progressu« aus dem Jahre 1829. In: Tübinger Theologen [wie oben] 167–196). Gegen ultramontane Fernsteuerung hatte sich Möhler expressis verbis gewandt: »Es ist eine Lage der Dinge, die man in Rom gar nicht kennt und begreifen kann, eben weil Rom dießseits der Berge sich befinden müßte, um sie zu begreifen. Darum erscheinen von da nicht selten Ansichten, Urtheile und Beschlüsse, die wie aus einer fremden Welt kommen, und wie eine Antike aussehen. . . In solchen Verhältnissen ist die Weisheit der Bischöfe an sich selbst gewiesen« (Johann Adam Möhler: Ein Wort in der Sache des philosophischen Collegiums zu Löwen. In: Theologische Quartalschrift 8 [1826] 77–110; 91f.).

Noch im Vormärz erließ der Freiburger Professor der Staatswissenschaften und des Kirchenrechts in Freiburg, Franz Joseph von Buß, einen Aufruf zur Rekatholisierung sowie zur Erhebung der Universität Freiburg zu einer »großen, rein katholischen Universität teutscher Nation.« Brandt stellt fest, daß seine

Universitätsschrift bisher nicht in die wissenschaftliche Erörterung einbezogen wurde (S. 120). Wo dies geschieht, sollte man darauf aufmerksam machen, daß Buß weitgehend seine Argumentation für den katholischen Charakter der Universität aus der Polemik des Kampfes zwischen Kardinal Konrad Kasimir von Rodt und Maria Theresia im 18. Jahrhundert genommen und sie als historisches Material für die Polemik des 19. Jahrhunderts aufbereitet hat (vgl. dazu Joachim Köhler: Die Universität zwischen Landesherr und Bischof. Recht, Anspruch und Praxis an der vorderösterreichischen Landesuniversität Freiburg [1550–1752] [Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit 9]. Wiesbaden 1980).

Das Buch von Brandt ist ein anregendes Buch, weil im Schnittpunkt Universität sich viele Themen des Katholizismus in Deutschland niederschlagen: das Verhältnis von Kirche und Staat, Priesterausbildung, Selbstverständnis der Bischöfe und der Laien, Selbstverständnis der Theologie. Manches wird man präzisieren müssen, vor allem, wenn man Nachlässe einzelner Universitätsprofessoren auf diese Thematik hin befragt. Das Verdienst von Brandt ist es, die Thematik in dieser Breite angesprochen zu haben, so daß wesentliche Ergänzungen nicht zu erwarten sind. 34 Dokumente aus den Jahren 1792 bis 1869 illustrieren die verschiedenen Etappen der Universitätsdiskussion.

*Joachim Köhler*

HERMANN TÜCHLE: Aus dem schwäbischen Himmelreich. Religiöse Gestalten des Schwabenlandes. Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft 1977. 200 S. 26 Abb. Ln. DM 29.50.

Die Sammlung der Heiligenbilder ist die Überarbeitung einer Reihe, die 1949/1950 in der Zeitschrift »Der Pfeiler« (Rottenburg) erschienen ist. 25 Heilige, 18 Männer und 7 Frauen repräsentieren den schwäbischen Himmel. Und Hermann Tüchle meint, daß sie »urdemokratisch« dort oben stehen: »Da steht der Bauer neben dem Ritter, die arme Weberstochter neben dem grundgelehrten Weltweisen, das verwachsene Mädchen neben dem gestrengen Abt, die Prinzessin neben dem Einsiedelmann« (S. 6). Schön wäre es, wenn der Himmel sich diese Liberalität erhalten würde. Aber die Auswahl Tüchles läßt diese Weite nur im Hinblick auf die Herkunft der Heiligen zu. Diejenigen, die das Ziel erreicht haben, sind fünf Bischöfe, neun Mönche oder Ordensmänner oder Ordensgründer, fünf Ordensfrauen oder Beginen. Die übrigen, die man als Laien ansprechen könnte, haben – meist die Frau – in nicht guter oder in kinderloser Ehe gelebt, einer der Partner wurde verstoßen oder zog sich freiwillig in klösterliche Stille zurück. Männliche Laien müssen etwas Außerordentliches, z. B. eine Wallfahrt ins Hl. Land oder einen Kreuzzug unternommen haben. Nikolaus von der Flüe, der für den schwäbischen Himmel vereinnahmt wird, ist sowieso ein Sonderfall.

Zeitlich gehören die Heiligen dem hohen Mittelalter an und repräsentieren die Reichskirche (die Bischöfe Ulrich, Konrad, Gebhard, Wolfgang und Albert d. Gr.), den Einfluß des Adels in dieser Reichskirche (Irmengard, Meinrad, Adelindis, Arnold von Hiltensweiler, Ernst von Zwiefalten, Ida von Toggenburg, Willibold) und das Studium, das weitgehend auf die Klosterschulen zentriert war (Notker der Stammler, Hermann der Lahme) und erst später auf die Universitäten (Albert von Lauingen) sich verlagerte. Spätmittelalterliche Heilige gehören z. T. jenen Bewegungen an, die gegen die etablierten Formen der Kirche zeichenhaft auftraten, nämlich die Vertreter der Bettelorden (Albert d. Gr. und Heinrich Seuse) und im Schlepptau dieser Bewegung Klarissinnen und Beginen, die gleichzeitig im mystischen Milieu beheimatet sind (Luitgard, die gute Beth, Ursula Haider). Die männlichen Vertreter zeigen künstlerische Natur (Jakob Griesinger), oder sie verkörpern das politisch-mystische Element (Klaus von der Flüe) oder im Kampf gegen die Türken das Heldische (Bernhard von Baden). Eine letzte Gruppe vertritt die sogenannte Gegenreformation (Fidelis von Sigmaringen, Philipp von Jeningen und Kreszentia von Kaufbeuren). Der Tübinger Wirtsohn Karl Steeb (1773–1854), der Samariter von Verona, steht als einziger Vertreter der neueren Zeit etwas allein im schwäbischen Himmel.

Hermann Tüchle kann anschaulich erzählen. Einbezogen in die Erzählungen sind der historische Hintergrund, die Formen der Überlieferung und die Ausbreitung des Kultes. Dort, wo es notwendig ist, setzt er sich auch mit der Frage der Echtheit der Überlieferung auseinander (z. B. bei Meinrad), oder er stellt kritisch der Legende die Daten geschichtlicher Forschung gegenüber (z. B. bei Ida von Toggenburg), um so die Überzeichnung oder Ideologisierung der Legende zu markieren. Die wenigen Quellentexte (von Hermann dem Lahmen, aus der Legenda aurea, von und über Albert d. Gr., von und über Heinrich Seuse) und die Bilder sind eine wertvolle Bereicherung, um in den »Paradiesgärten« schwäbischer Frömmigkeit zu gelangen.

*Joachim Köhler*